

Doch das waren ja Gefangene, von denen man nicht wusste, woher sie stammten. Im Freien zu beobachten hatte ich bei Wien leider keine Zeit. Um so besser in Steiermark. Hier war es für mich ein wahrer Genuss, den Schwarzköpfen zuzuhören. Unvergesslich — und durch die Schilderung des Herrn A. wieder besonders lebendig geworden — ist mir der Besuch des Schlossberges im „grünen Graz“, nicht nur durch die herrliche Natur, sondern speciell durch einen Plattmönch. Was diese kleine Vogelseele leistete, war für mich einfach wunderbar und übertraf bei Weitem meine Erwartungen vom steirischen Schwarzblat. Im ersten Momente glaubte ich es wirklich mit einer ganz anderen Art zu thun zu haben, dann aber dachte ich bei mir: Ach, wenn du wärst mein Eigen! —

Ich habe nachher noch manchen guten Sänger gehört, keiner aber gleich jenem vom Grazer Schlossberge.*)

Nach all Diesem muss ich sagen: Meiner Meinung nach ist der Schwarzkopf, den ich aus Schlesien und Brandenburg kenne, unzweifelhaft weit weniger werthvoll als derjenige, der mir in den österreichischen Bergen begegnet ist. Darum bleibe ich auch bei dem „alten“ Urtheil: „Das Gebirgsblat singt besser als das Blat vom Flachlande.“

Dass durch äussere Umstände eine Verschlechterung des Vogelgesanges herbeigeführt werden kann, halte ich für durchaus möglich. Beispielsweise habe ich selten schlechtere Schwarzköpfe gehört als in unserem Berliner Thiergarten. Auch die anderen Sänger, namentlich Drosseln und Finken, singen hier unstreitig schlechter als in unseren Wäldern und Gärten in grösserer Entfernung Berlins. Sollte hieran nicht einzig und allein das Getöse der Riesenstadt die Schuld tragen, welches Schreier, aber keine Künstler unter den Vögeln aufkommen lässt?**) — So schön auch unser Thiergarten ist und so lausiche Plätzchen er noch in sich birgt, so wird man doch nie die idyllische Ruhe des Grazer Schlossberges in ihm suchen oder finden. Sollte nicht auf diese Ursache auch die Verschlechterung des Vogelgesanges in Salzburg und Tirol zurückzuführen sein? Herr Anzinger wird gewiss mit mir übereinstimmen, dass Zahnrad- und Drahtseilbahnen, elektrische Aufzüge und Dampfschiffe wohl die Bequemlichkeit des „Salontouristen“, sicher aber nicht das Idyll der herrlichen Alpenwelt erhöhen.

Falls nach dem Gesagten Herr Anzinger noch das Verlangen trägt, einen echten Vogel des Flachlandes kennen zu lernen, so will ich mich im Dienste der Wissenschaft gern einmal gegen das deutsche Vogelschutzgesetz auflehnen und dem Herrn einen „Märker“ im Aus-

*) Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, dem Grazer Vogelschutzverein meine vollste Sympathie auszusprechen. Die Einrichtung für die Winterfütterung auf dem Schlossberge ist vorzüglich; die zahlreichen Tränken sind eine segensreiche Einrichtung. Sie sind praktisch und wurden während meiner Anwesenheit gut besucht. Bei so viel Liebe seitens der Menschen brauchen wir uns auch nicht zu wundern, wenn uns, wie es dort geschieht, Amseln und Finken aus der Hand fressen. Die zur Aufnahme von Spenden für die Winterfütterung bestimmte Sammelbüchse wird hoffentlich von keinem Naturfremde übersehen. H. Bgr.

**) Bekanntlich haben Vögel mit hohen Tönen, namentlich Canarienvögel, das Bestreben, etwaigen Lärm, sei er durch andere Schreier oder Maschinen oder sonstwie hervorgerufen, zu überschreien. H. Bgr.

tausch gegen einen „Aelpler“ verschaffen. Uebrigens bin ich Herrn A. für die Anregung einer Discussion über dies Thema sehr verbunden.

Schöneberg-Berlin, 6. December 1893.

Hermann Bün ger.

Umschau.

Von Siegfried Gironcoli.

Motto: „Gut ist alle Theorie.“
J. W. v. Goethe.

(Nachdruck verboten.)

Kein Zeitpunkt ist wohl geeigneter, als Werthmesser menschlicher Leistungen zu dienen, wie die Jahreswende, und so wollen auch wir heute zurückblicken auf die Erfolge geflügelzüchterischer Thätigkeit. Jedoch nicht nur diese sollen hervorgehoben werden, nicht Schönfärberei ist das uns gesteckte Ziel; sondern vielmehr gebietet es die Pflicht jeglichen Schaffens, an vorhandene Uebelstände die Sonde zu legen, zu erwägen, zu prüfen, zu ermahnen und für Verbesserungen einzutreten, wo solche von Nothwendigkeit. Freilich werden Vielen Enttäuschungen bereitet, ein wenig angenehmes Neujahrgeschenk fürwahr; denn die menschliche Natur ist nun einmal schon so veranlagt, dass ihr nichts schwerer fällt als das Eingestehen begangener Fehler. Gerade diese Erkenntniss aber ist der entscheidende Schritt zur Besserung und je eher er zur That wird, um so schneller kann durch ihn die Umkehr zum richtigen Wege führen.

Unstreitig viel ist auch in unserem Vaterlande in den letzten Jahren für die Veredlung der Geflügelstände im Allgemeinen sowie des Racengeflügels im Besonderen geschehen und schöne Resultate erzielt worden. Noch mehr ist dies in Königreiche Ungarn der Fall, wo freilich den Geflügelzüchtern der helfende Arm ihrer Regierung in einer Weise zu Gebote steht, welche, sagen wir es nur offen, uns mehr als einen Seufzer abpresst, wenn wir dabei die eigene Lage in Erwägung ziehen. Trotzdem nehmen wir regen Antheil und verfolgen neidlos sowie freudigen Herzens den grossen Aufschwung jenseits der Leitha.

Die erste Wanderausstellung des Ersten österreichisch-ungarischen Geflügelzuchtvereines in Krems war ein höchst glücklich gelungener Versuch, unserer Sache neue Freunde zuzuführen und sie zu popularisiren; wir können daher nur wünschen, es möge ihr bald eine zweite folgen. Der junge Verein kärntnerischer Geflügelzüchter hielt seine erste Anstellung ab und war dieselbe ebenfalls vom Erfolge begünstigt. So entrollt sich vor uns das Bild langsamen, aber stetigen Fortschritts. Im Jahre 1894 feiert der Erste österreichisch-ungarische Geflügelzuchtverein das Jubiläum seines fünf- und zwanzigjährigen Bestandes, und wir folgen nur dem Gebote angenehmer Pflicht sowie dankbaren Anerkennens, wenn wir hierbei der Thätigkeit eines Mannes unsere Bewunderung zollen, welcher durch 20 Jahre diesem Vereine seit seiner Gründung vorsteht und so, mit ihm eins, die Jubelfeier zur doppelten macht. Freiherr von Villa-Secca ist in Oesterreich der eifrige Vorkämpfer unserer Bestrebungen schon zu einer Zeit gewesen, wo es gerade nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte, sich Geflügelzüchter zu nennen und — austreten zu lassen. Der Verein sieht unter seiner bewährten Leitung auf Erfolge zurück, die alle Mitglieder mit Stolz erfüllen können. Indem wir dem allverehrten Präsidenten unseren Neujahrsgruss entbieten, wünschen wir, dass er, uns allen Jüngeren der Geflügelzucht, noch recht lange erhalten bleibe, zu Nutz und Frommen unseres Strebens. Nachdem wir den Vereinsthätigkeiten, welche sich ausserhalb des Rahmens der Herkömmlichkeit abspielten, Erwähnung thaten, wollen wir die Zucht als solche und ihren gegenwärtigen Stand zu beleuchten versuchen. Ueberall im Leben, soweit menschliches Wirken reicht, gibt es zwei Lager, ein Hüben und Drüben, so auch bei uns. Der Widerspruchsgeist, Allergemeinsam, die Negation sind eben ganz gewaltige Triebfedern. Die Racenzüchter, sie geben mehr für das Ideale, wir verstehen darunter Jene,

welche die Liebhaberei vertreten; damit sei nicht gesagt, dass dieselbe einen rechtlichen Gewinn ausschliesst oder ausschliessen soll, im Gegentheile, ihre Aufgabe wächst damit, wenn sie Vielen nicht nur ein schönes und reines Vergnügen gewährt, sondern auch zur Hebung des Ertrages rechtschaffenen Züchterfleisses beiträgt. Dies ist die eine Richtung. Die andere hat für den Schönheitssinn des Liebhabers kein Verständniss und sucht nur das Huhn im Allgemeinen, ökonomischen Principien dienstbar zu machen. Beide Richtungen haben ihre Berechtigung, stehen sich aber leider des Oeltern feindlich gegenüber; ohne dass hiefür ein innerer, sachlich gerechtfertigter Grund vorhanden wäre. Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus hörten wir der „Zucht auf die Feder“ gar häufig den Krieg erklären, ganz mit Unrecht, denn ohne die Erhaltung der verschiedenen Racen in ihrer möglichsten Vollkommenheit gibt und kann es auch keine rationelle Nutzgeflügelzucht geben. Und wird auch manches Mal durch die Auswahl des Sportzüchters, welcher immer nur dem vollendeten Typus bei seiner Zuchtwahl Rechnung trägt, die Productivität der betreffenden Race vorübergehend geschwächt, was übrigens bei einiger Sorgfalt in zwei Generationen wettzumachen ist, so fällt dies gegenüber der erzielten Veredlung kaum in die Waagschale. Andererseits ist es ebenso unrichtig, wenn der Liebhaber dem Wirthschaftshuhn seine hohe ökonomische Bedeutung verkürzen will oder gar abspricht. Beide, Sportzüchter und Landwirth sollen sich die Hände reichen, anstatt sich feindlich gegenüberzustellen, der Eine würde den Anderen helfend ergänzen können, und diese Wechselseitigkeit würde zum Gelingen des beiderseitigen Strebens nur sehr förderlich sein. Während der Sport sich trotz aller Feinde, von denen der schlimmsten einer die unreeellen Schundverkäufe der Züchter und Händler unter sich, nicht genug gebrandmarkt werden kann; eines stetig steigenden Aufschwunges erfreut, steht die Wirthschaftszucht noch tief, tief unter den bescheidensten Erwartungen und warum?

Dieses Warum ist ein Capitel, welches eingehender zu besprechen wohl der Mühe verlohnt, obschon wir wissen, dass wir uns damit weiteren Widersprüchen, ja sogar Anfeindungen aussetzen, so wollen wir doch mit der Ruhe, welche uns eine als richtig erkannte Ueberzeugung verleiht, an die heikle Frage herantreten. Die Ursachen der anhaltenden Stagnation auf diesem Gebiete sind dreierlei:

1. Vollständige Unkenntniss der meisten Oekonomen über die Grundbedingungen einer gedeihlichen Kleintierzucht im Besonderen.

2. Gänzlich fehlerhafte Experimente, als da sind: Unglückliche Auswahl der Racen ohne Rücksichtnahme auf Ortsverhältnisse sowie Klimate und nichts weniger als rationelle Kreuzungsversuche.

3. Unmögliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Thieres überhaupt.

Indem wir diese drei Generalpunkte (zu bemängeln gebe es noch genug) einer eingehenden Besprechung unterziehen, hoffen wir, die Wirthschaftszucht unseres Hausgeflügels ihrem Ziele einen Schritt näher zu bringen. Die Klage über leider allerorts fast gänzlich mangelnde Kenntniss der Bedingungen einer erfolgreichen Aufzucht und Pflege des Huhnes unserer Landwirthe ist eine stetige Rubrik der Fachpresse und wird es noch lange bleiben. Darüber ist schon so viel Tinte geflossen und Druckererschwärze verbraucht worden, dass man aus den daraus erwachsenen Kosten eine schöne Musteranstalt hätte errichten können, aber leider blieb Alles zum meist beim Alten. Vieles sehr Beachtenswerthes ist darüber gesagt worden, vieles jedoch auch, das geeignet war, anstatt den Laien zu belehren, nur zu verwirren. Die verschiedenen Systeme dieser gräßliche babylonische Thurm, haben da viel Unheil angerichtet. Mancher Anhänger las Alles und wusste schliesslich nichts; er nahm von Jedem, wie er glaubte, das Beste, Alles zusammen

war ein ziemlich chaotischer Begriff. Indem wir dieses wenig erquickliche Thema verlassen, wenden wir uns den Experimenten zu.

Da ist vor Allem das ewig unerreichbar bleibende Verlangen nach einem Normalhuhn. Was ist denn das für ein Vogel, wird der erstaunte Leser fragen; nun, lieber Freund, beruhigen Sie sich, es ist überhaupt keiner, sondern es handelt sich um eine, im Gehirne gewisser Ideologen entstandene lebende Maschine. Diese Maschine soll:

1. mindestens 180—200 Eier legen;
2. gut brüten und noch besser führen;
3. einen ausgiebigen, zarten, saftigen Braten liefern.

Mehr verlangt man heute noch nicht, Hennen als Eierautomaten in den Zukunftsträumen jedoch nicht ausgeschlossen. Diese Maschine ist aber trotz aller viel Geld kostenden Versuche noch immer nicht erfunden.

Während sonst Oekonomen ganz gut wissen, dass ein Ackergaul kein Rennpferd abgeben kann, ein Zugochse weder fett sein noch, vom Pfluge weg geschlachtet, gutes Fleisch liefern wird, dass man endlich von einer melkenden Kuh weiter nichts verlangen darf, als gerade, dass sie viel Milch gebe, stellen sie diese Wahrheiten beim schlecht gefütterten, stiefmütterlich untergebrachten Huhn auf den Kopf und wollen Eier, sorgsam geführte Küchlein und Fleisch, Alles dies von ein und demselben Individuum. Soweit gedieh die ideologisch-normalistische Verrücktheit!!! —

Man muss sich doch vernünftigerweise fragen, was kann ein so und nicht anders angelegter Organismus leisten? Was ist möglich? Durch diese krankhafte Sucht, Unerreichbares zu wollen, wurden dem Schwindel Thür und Thor geöffnet, jederzeit brachte und bringt die Fachpresse neue und neueste Anpreisungen, worin der gläubige oder — nicht zu bethörende Leser erfährt, dass nunmehr aber wirklich, unumstösslich gewiss, das „Normalhuhn“ erfunden — pardon, gefunden sei. Was möglich ist, streben die Wenigsten an; versuchen wir es, dies in Kürze zu besprechen. Was erzielt werden kann, ist:

a) gute, ja ausgezeichnete Leger, aber weder Fleischhühner noch Brüter;

b) gute Brüter und Mütter, jedoch für den Landmann als ausschliessliche Zucht unbrauchbar;

c) schwere Fleischhühner, mittelmässige Leger, gute Brüter, letzteres bei den französischen Racen ausgeschlossen.

Um aber doch das beliebte Steckpferd vom Normalhuhn tummeln zu können, nimmt man seine Zuflucht zu Kreuzungen (über welche wir uns vorbehalten, an derselben Stelle einen ausführlichen, dieser eminent wichtigen Sache gewidmeten Aufsatz zu bringen). Man will durch Vermischung möglichst vieler Racen, welche je eine der oberwähnten Eigenschaften in besonders hervorragendem Masse besitzen, in ein Individuum alle hineinpressen, welcher Versuch aber daran kläglich scheitert, dass man vergisst, in Erwägung zu ziehen, wie die Vererbungs-fähigkeit der verschiedenen Species und des einzelnen Thieres stets heterogene sind und man dabei ganz auf die zufällige Individualität angewiesen bleibt, darum nicht die kleinste Gewähr dafür vorhanden ist, dass man seinen Zweck in absehbarer Zeit erreicht. Also solche Kreuzungen haben keinen rationalen Werth, sie sind für den, der sich ihrem Studium widmen will, höchst interessant, damit ist ihr Zweck auch erschöpft. Dagegen werden jene, welche auf die Vervollkommnung einer Eigenschaft hinarbeiten, immer von durchschlagendem Erfolge sein und diese sind einzig die richtigen. Sehen wir uns den Engländer an, den hervorragendsten und ältesten Hausthierzüchter der Welt, seine Erfolge stehen unerreicht da, und warum? Weil er in jeder Gattung seit jeher nur eine Eigenschaft pflegte und diese sich daher zur grössten Entfaltung entwickeln konnte. Sein Hühnerhund ist nur Hühnerhund, sein Schweisshund nur Schweisshund, sein Rennpferd nur Renner u. s. f.

Was die Wahl der verschiedenen Racen in Bezug auf Klima und örtliche Verhältnisse anbetrifft, so wird diesem Cardinalpunkt viel zu wenig Beachtung geschenkt und liegt in dem Siehgehenlassen der Keim zu ungezählten Misserfolgen, auch darüber wollen wir uns des Näheren ein andermal gründlicher aussprechen. Hinsichtlich des dritten Punktes, der schon unter dem Titel „Normalhuhn“ ausführlicher erörtert wurde, sei nur noch gesagt, dass auch bei Anschaffung von Racethieren die Erwartungen nicht über das Mögliche hinaus hoch gespannt werden sollen, wozu freilich die Anpreisungen gewisser Erfinder neuer Vollkommenheiten, welche weiter nichts sind als schlechte Kreuzungen, wobei der augenscheinliche Effect die Hauptrolle spielt, alljährlich die Hand bieten. Wenn diese Züchter (?) und Händler wüssten, wie sehr sie sich eines momentanen Vortheiles willen selbst schaden und sich für die Zukunft unmöglich machen, wie sie, vielleicht oft unbewusst, zur Ernüchterung und zum Fallenlassen jeder weiteren Versuche die Hand bieten; sie würden ihre gewissenlose Mache sicher nicht so weit treiben, denn wo es ahwärts geht, ist ihr Gefahren mit im Spiele.

So hätten wir denn kurze Umschau gehalten, kurz für unser Fach, vielleicht viel zu weitschweifig für den Rahmen dieses Blattes. Redaction und Leser mögen uns entschuldigen.

Klagenfurt, im December 1893.

Das Brahma-Huhn.*)

Von Wilh. Beivinkler.

(Nachdruck verboten.)

I. Die Abstammung der Brahmas.

Wenn wir auch noch so eifrig in der einschlägigen Fachliteratur forschen, werden wir verlässliche Daten über die Abstammung der Brahmas nicht finden, sondern vielmehr sehen, dass sich dieselben wesentlich widersprechen!

Während ein Theil der Schriftsteller die Brahmas als original, und zwar die Stammrace aller anderen asiatischen Hühnerracen bezeichnet, will ein anderer Theil derselben sie aus einer Kreuzung mehrerer dieser Asiaten ableiten.

Nach amerikanischen Fachblättern soll im Jahre 1846 Chamberlain die ersten Brahmas von einem aus Indien nach New-York gekommenen Matrosen erstanden haben. Die Nachzucht dieses Stammes sei 1847, der importirte Stamm selbst aber 1848 in den Besitz des in Hartford domicilirenden Cornich übergegangen, der diese Race 1850 auf der Bostoner Ausstellung zum ersten Male öffentlich gezeigt hat.

Im Jahre 1851 erschien S. P. Bumhom aus Boston ebenfalls mit Brahmas vor der Oeffentlichkeit und sandte 1852 zwei Stämme seiner Zucht an die Königin Victoria nach London.

Bumhom behauptet, nur seine Thiere seien echte Brahmas gewesen, während die von Chamberlain gezeigten einer Kreuzung von Cochins und Chittagons entsprungen sein sollen.

Die Brahmas ähneln in Figur sehr den Cochins, doch unterscheiden sie sich von denselben nicht nur durch den charakteristischen dreireihigen Kamm, sondern ebensowohl durch Farbe, Haltung, Lebhaftigkeit und insbesondere durch ihren hervorragenden wirtschaftlichen Werth.

Nach Deutschland wurden die ersten hellen Brahmas, u. zw. nach Nürnberg aus Philadelphia durch den amerikanischen Consul Geisse gebracht.

Durch ihr schönes Aeussere und ihre vorzüglichen Eigenschaften verbreiteten sich die Brahmas in der Folge schnell und zählen heute nicht nur in England, sondern am ganzen Continente zu den beliebtesten Hühnerracen.

*) Aus dem ung. Fachblatte „Barona fiak“ übersetzt von Paul v. Darányi.

II. Die Beschreibung des Hahnes.

Kopf: Zur Grösse des Thieres verglichen, sehr klein, kurz, rund, die Schädelknochen oberhalb der Augen etwas vorsiehend. Eine über den Oberkopf verlaufende Vertiefung theilt denselben in zwei gleiche Hälften. Der Kopf ist sehr edel und zeigt ausserordentlich lebhaften Ausdruck.

Kamm: Besteht eigentlich aus drei nebeneinander parallel verlaufenden stumpfgeackten, am Grunde miteinander verwachsenen Kämmen. Die Mittelreihe des Kammes ist 9—10 mm hoch, die Zacken sehr abgerundet. Die Zacken der beiden Seitenreihen sind nur so hoch, dass sie den Grund jener der Mittelreihe erreichen. Die Zacken der seitlichen Kammreihen sind ähnlich wie die des Mittelkammes abgerundet, der Mittelkamm ist am längsten und folgt der Richtung der Schädeldecke; die links und rechts daneben liegenden Seitenkämme sind sowohl vorne als rückwärts etwas kürzer als der Mittelkamm, so dass das Gebilde ein schönes, harmonisches Ganzes bildet. Die einzelnen Kammreihen müssen gerade und zueinander parallel sein; ein krumm zusammengewachsener Kamm ist ein Schönheitsfehler, ebenso ein zu hoher ungerader Kamm, welche Fehler den Werth des Thieres beeinträchtigen. Dieser dreireihig abgerundete Kamm ist nur der Brahmarrace eigen und bildet ein hervorragendes Racenmerkmal derselben. Man hat diesen Kamm, seiner eigenthümlichen Form wegen, Erbsekamm getauft.

Schnabel: Sehr stark, kurz, gebogen.

Kehllappen: Kurz, zart, schön abgerundet, von lebhaft rother Farbe. Zwischen den zwei Kehllappen ist eine sehr auffallende Kehlfalte sichtbar.

Ohrklappen: Lang, unter die Kehllappen herabhängend, zart, im Gewebe lebhaft roth.

Gesicht: Sehr feurig roth, möglichst frei von kleinen Federchen.

Augen: Mitteltgross, tiefliegend, ausserordentlich lebendig, mit intelligentem Ausdruck.

Hals: Mittellang, schön gekrümmt, hoch getragen, sehr reich mit vollen, langen, die Schultern bedeckenden, sich an Rücken und Brust ringförmig anschliessenden Federn besetzt.

Die Kopffedern sind sehr kurz und werden angeschmiegt getragen, wodurch zwischen Kopf und Hals eine sehr charakteristische Einbuchtung entsteht.

Schultern: Sehr breit.

Rücken: Ausserordentlich breit, flach, kurz sich in schöner elliptischer Linie zum Schweif erhebend. Krummer buckliger Rücken gilt als grosser Fehler, während manche Züchter einen etwas convexen Rücken bevorzugen. Der Rücken wird durch einen sehr reichen, aus prächtigen langen Federn bestehenden Sattel geschmückt, die vorderen Sattelfedern bedecken die Spitzen der Flügel.

Brust: Sehr breit, voll und tief, stark vortretend.

Flügel: Klein, stark an den Körper gedrückt getragen, die Spitzen der Flügel Federn gänzlich durch die Sattelfedern bedeckt.

Schenkel (eigentlich Waden): Ausserordentlich kräftig, durch die Brustfedern theilweise gedeckt und sehr dicht mit weichen Federn bewachsen. Die Befiederung an den Aussenseiten der Schenkel ist besonders stark und setzt sich über die Fersen in Form von langen Federn, sogenannten Stulpen fort. Insolange diese verlängerte Schenkelbefiederung nicht sehr steif ist und bei ruhigem Stehen des Thieres in der Schenkelrichtung verläuft, ist dieselbe zweifellos zulässig, steht indess bei einem Thiere diese verlängerte Schenkelbefiederung steif von der Richtung des Schenkels ab, oder wird sie ganz knapp an denselben angeschmiegt getragen, so muss dies als fehlerhaft bezeichnet werden.

Beine: Mittellang, aber durch die reiche dichte Befiederung kürzer erscheinend. Die Beine sind sehr stark, breit stehend und die nach aussen gerichteten Theile sehr dicht mit weichen, von den Beinen abstehenden Federn besetzt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1894

Band/Volume: [018](#)

Autor(en)/Author(s): Gironcoli Siegfried

Artikel/Article: [Umschau. 9-11](#)